



ALTERNATIVE WOHNFORMEN JETZT!

Eine Dokumentation
eines Symposiums
im Oktober 2013

Alternative Wohnformen jetzt!

**Eine Dokumentation
eines Symposiums
im Oktober 2013**

1. Auflage

Diese Publikation wurde herausgegeben und finanziert durch:



Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme:
Alternative Wohnformen jetzt!
Wien: planetVERLAG, 2015
ISBN 978-3-902555-41-0

© 2015 by planetVERLAG, Wien
1. Auflage, 2015
Layout: Christoph Gratzner
Lektorat: Mag^a. Barbara Vanek
Produktion: studio b, Reichraming
Druck: digidruck, Wien
ISBN 978-3-902555-41-0

Der planetVERLAG ist eine Einrichtung der Grünen Bildungswerkstatt,
Rooseveltplatz 4-5, 1090 Wien, E-Mail: planetverlag@gbw.at,
Web: www.planetverlag.at

Alle Rechte vorbehalten, auch das auszugsweise Wiedergeben
in Print oder elektronischen Medien.

Inhalt

Doris Eisenriegler	
Vorwort	4
Gabriela Schönberger:	
Umfragepräsentation	7
Robert Temel:	
Formen des gemeinschaftlichen Bauens	12
Raimund Gutmann:	
Formen des Wohnens in Gemeinschaft - Wohngruppen als „Inserts“	21
Ralf Ullsperger:	
Wohngruppe für Fortgeschrittene	31
Constance Weiser:	
Architope - Netzwerk für nachhaltige Architektur	34
Freya Brandl,	
Architektin und Stadtplanerin	37
Stellungnahmen der PolitikerInnen	40
Maria Buchmayr	40
Marie-Edwige Hartig	41
Maria Wageneder	42
Karin Hörzing	43

Vorwort Doris Eisenriegler

Ich möchte Sie sehr herzlich im Namen der VeranstalterInnen, das sind die Grünen 50+ Oberösterreich und der Verein zur Förderung der Lebensqualität, die Grünen Linz und Linz Land, zu unserem Symposium mit dem Titel „In Linz beginnt’s – Alternative Lebensformen jetzt“ begrüßen. Mein Name ist Doris Eisenriegler und ich bin die Sprecherin der Grünen 50+ Oberösterreich.

Die Grünen 50+ Oberösterreich arbeiten schon seit längerem an dem Thema. Der Grund ist, dass gemeinschaftliche Wohnformen vor allem für Menschen in der zweiten Lebenshälfte interessant sind. Das Wohnen wird immer wichtiger, die konzentrischen Kreise nehmen rund um die Wohnung immer weiter ab, das heißt, dass man mehr Zeit in der Wohnung verbringt. Es geht also darum, vor allem Vereinsamung entgegenzuwirken bzw. ein soziales Netz in Alter zu haben. Außerdem suchen immer mehr Menschen Alternativen zum Altersheim. Wenn man Umfragen durchführt, gibt es kaum jemanden, der unbedingt ins Altersheim will, sondern es wollen möglichst viele bis zum Schluss in der eigenen Wohnung sein.

Familien mit Kindern und Alleinerziehende werden sich hier zusammenfinden, ebenso wie Menschen jeglichen Alters, die gemeinsame Ziele und Interessen verfolgen.

In der Pause können Sie in der Ausstellung verschiedene Projekte, vor allem aus Wien, anschauen, die schon entstanden sind.

Wir haben schon 2008 eine ähnliche Tagung veranstaltet, hier wurden schon erste alternative Wohnformen vorgestellt. Aus dem Publikum kam dann vermehrt die Frage, wie so etwas zu organisieren sei. Wir haben dann eine sogenannte Wohnplattform mit dem Titel „www.gemeinsamwohnen.at“ ins Leben gerufen, ebenso haben wir weitere Veranstaltungen durchgeführt mit dem Titel „Wohn initiative“. Hier haben sich auch schon Menschen und Gruppen zusammen gefunden, die ein Projekt gemeinsam betreiben.

Mit der Internetplattform möchten wir nicht nur über gelungene Gemeinschaftsprojekte informieren, sondern Vernetzungsmöglichkeit bieten und auf diese Weise haben sich auch schon Gruppen gefunden.

Im benachbarten Deutschland gibt es bereits mehrere Projekte, bei denen gelebte Nachbarschaftshilfe existiert. Die Wohnungen sind großteils privat organisiert, teils Wohnungseigentum, teils Miete. Die InitiatorInnengruppen sind teilweise altershomogen, teilweise Generationen übergreifend.

Manche Gruppen müssen einen langen Atem haben, zumindest was Deutschland betrifft, werden sie aber von öffentlichen Bauträgern unterstützt. In Österreich gibt es aber wenig Unterstützung. Deswegen geben manche Leute vorzeitig auf.

Ich selbst wohne seit 35 Jahren in einem gemeinsamen Wohnprojekt von Architekt Matzinger. Auch bei uns, das war Ende der 70er Jahre, hat es mehrere Jahre gedauert bis die Gruppe zusammen war, bis das Projekt verwirklicht werden konnte. Aber damals gab es noch eine großzügige Wohnbaupolitik, was heute bekanntlich nicht mehr der Fall ist.

Was es für Oberösterreich bräuchte, und wo wir merken, dass auch eine große Nachfrage besteht, das sind vorgegebene Projekte, für die sich Interessentinnen und Interessenten bewerben können und die auch durch Wohnbauförderung gestützt und daher leistbar sind. Jetzt sind wir alle entsprechend gefordert, Druck zu machen und Bedarf anzumelden.

Gefragt ist vor allem die Politik. Sie sollte wahrnehmen, welche Wohnformen nachgefragt werden, damit bei steigender Zufriedenheit das immer knapper werdende soziale Budget nachhaltig entlastet werden kann. Wir erhoffen uns durch die heutige Veranstaltung verschiedene Impulse, dass gemeinschaftliche Wohnformen auch bei der Wohnbauförderung ein Thema wird und Menschen, die die Isolation satt haben, die sich nach NachbarInnen und MitbewohnerInnen sehnen, auch leistbare Alternativen leben können.

Wir möchten an diesem Nachmittag dieses Mal Best Practice Beispiele aus Österreich vorstellen. Wir haben dazu zwei hervorragende Experten eingeladen. Robert Temel und Raimund Gutmann. Im Rahmen der anschließenden Podiumsdiskussion mit Frau Architektin Freya Brandl, Frau Architektin Constance Weiser und Herrn Ralf Ullsperger vom Projekt „Wohnen für Fortgeschrittene“ in Wien werden auch PolitikerInnen und VertreterInnen gemeinnütziger Wohnbaugenossenschaften zu Wort kommen. Leider haben wir auch einige Absagen bekommen. Helmut Schattovits, der an der Podiumsdiskussion hätte teilnehmen sollen, hat einen Unfall gehabt und ist daher verhindert, die beiden Vizebürgermeister Watzl und Luger haben kurzfristig abgesagt, wohl aus Arbeitsüberlastung.

Ich möchte jetzt das Wort an Gabriela Schönberger vom Verein zur Förderung der Lebensqualität übergeben. Sie hat im Rahmen des Projekts „Grünschnabel“ eine Online-Umfrage gemacht und wird Ihnen nun als Einstieg die Ergebnisse präsentieren.



Doris Eisenriegler

ist Sprecherin der Grünen SeniorInnen Österreichs, Gemeinderätin in Wilhering und 3. Landtagspräsidentin a.D.

Gabriela Schönberger: Umfragepräsentation

Als Obfrau des Vereins zur Förderung der Lebensqualität, betreue ich die Homepage Grünschnabel, das Infoportal für Eltern. Wir versuchen auf eine nachhaltige Lebensweise hinzuwirken, veröffentlichen regelmäßig Artikel zu Themen, die Eltern, Großeltern und Betreuungspersonen betreffen und versenden einen monatlichen Newsletter, wo wir die jeweils aktuellen Artikel und Veranstaltungen vorstellen.

Ein wichtiger Punkt ist für uns auch das Thema „Gemeinsam Wohnen“. Dazu haben wir im August 2013 eine Online-Umfrage erstellt, an der 204 Personen teilgenommen haben. Ich möchte Ihnen jetzt einen kurzen Überblick über die Ergebnisse bringen.

Bei der ersten Frage „Wie wohnen Sie derzeit?“ gaben rund 50% an, dass sie in einem eigenen Haus mit Garten leben, ca. 30% leben in einer Mietwohnung und nur gut 10% in einer Eigentumswohnung. Nur sehr wenige gaben an in einem Gemeinschaftlichen Wohnprojekt oder einem Wohnheim zu leben.

Ca. ein Drittel der Befragten lebt allein im Haushalt, die Hälfte der Befragten lebt mit einer weiteren erwachsenen Person im gemeinsamen Haushalt und ca. 20% gaben an, dass mehr als zwei Erwachsene im gemeinsamen Haushalt leben.

Zwei Drittel der Rückmeldungen kommen von Personen, mit denen keine Kinder oder Jugendlichen unter 18 Jahren im gemeinsamen Haushalt leben, jeweils 15 % leben mit einem und mit zwei Kindern zusammen. Der Anteil der Personen, die mit drei und mehr Kindern zusammenleben ist verschwindend gering.

45% sind mit ihrer derzeitigen Wohnsituation sehr zufrieden, 37% sind zufrieden und nur rund 5% sind mit ihrer Wohnsituation unzufrieden oder sehr unzufrieden. Wenn man das Ergebnis

splittet, sieht man, dass nur mehr jene sehr zufrieden sind, die in einem eigenen Haus mit Garten wohnen. Von den Befragten, die in einer Mietwohnung wohnen, sind nur mehr 10% sehr zufrieden. Wir haben die Ergebnisse auch in eine Gruppe über 40 Jährige und eine unter 40 Jährige gesplittet. Da sieht man ganz deutlich, dass die Jüngeren deutlich weniger zufrieden sind als die älteren.

Die Frage „Haben Sie schon von Generationen übergreifenden Wohnformen gehört“, beantworteten 85% mit ja.

Zwei Drittel der Befragten könnten sich auch vorstellen, in so einem Wohnprojekt zu leben. 17% können sich das überhaupt nicht vorstellen, und genauso viele können das nicht sagen, weil sie zu wenig darüber wissen.

Allerdings können sich nur rund 50% der Männer vorstellen in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt zu leben. Es zeigt sich damit ein deutlicher Unterschied zwischen Frauen und Männern. Rund ein Viertel der Männer lehnt diese Wohnform gänzlich ab, während sich nur 13% der Frauen gänzlich gegen die Form des gemeinsamen Wohnens aussprechen.

„Würde es Sie interessieren, ein gemeinschaftliches Projekt zu initiieren?“ wurde erstaunlicherweise von rund einem Drittel der Befragten mit ja beantwortet. Allerdings geben rund 40% an, sich das in keinem Fall vorstellen zu können.

Hier zeigt sich ein Unterschied, ob die Befragten in einer Mietwohnung oder in einem eigenen Haus wohnen. Jene, die in einer Mietwohnung wohnen, sind mit der derzeitigen Wohnsituation weniger zufrieden und daher auch viel eher bereit sich für ein gemeinschaftliches Wohnprojekt zu engagieren. Mehr als die Hälfte davon gaben an, dass sie sich vorstellen können, ein gemeinschaftliches Wohnprojekt zu initiieren, von den EigenheimbesitzerInnen können sich das dagegen nur rund ein Viertel vorstellen.

Wir haben dann noch analysiert, welchen Einfluss die Anzahl der Kinder auf die Bereitschaft hat, ein gemeinsames Wohnprojekt zu initiieren.

In der Gruppe, die mit Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren in der Wohnung leben, können sich nur 30% vorstellen, sich für die Errichtung eines gemeinschaftlichen Wohnprojektes zu engagieren. In der Gruppe, die in einem Haushalt ohne minderjährige Kinder leben, sind das dagegen 40%, also um rund 10% mehr.

Auch hier zeigt sich ein Unterschied zwischen den Geschlechtern. Eigentlich habe ich vermutet, dass sich mehr Männer für die Errichtung eines gemeinsamen Wohnprojektes engagieren wollen, dem ist aber nicht so. Frauen wohnen lieber in einer solchen Wohngemeinschaft und es sind auch mehr Frauen bereit, sich für die Planung und Errichtung zu engagieren. Das hat mich dann doch überrascht.

Bei der Frage, ob in Linz ein derartiges Wohnprojekt errichtet werden sollte, haben erstaunlicherweise 80% mit JA geantwortet und nur 1,5% haben sich stikt dagegen ausgesprochen.

Unterteilt man die Antworten in diejenigen, die in einem eigenen Haus wohnen und die, die eine Mietwohnung bewohnen, zeigt sich, dass über 88% derer, die in einer Mietwohnung wohnen, gerne in einer gemeinschaftlichen Wohnform wohnen möchten. Bei den EigenheimbewohnerInnen sind es weniger, weil diese auch mit der eigenen Wohnsituation generell zufriedener sind.

Wir wollten auch noch wissen, wer am meisten profitiert von einer gemeinsamen Wohnform. Für junge Singles sind diese Wohnformen nicht wirklich interessant, wohl auch deshalb, weil angenommen wird, dass sich diese ohnehin gerne mit Freunden treffen.

Ganz anders sieht das bei den Alleinerziehenden aus, die einen guten Kontakt zur Nachbarschaft, oft auch wegen der kurzzeitigen Kinderbeaufsichtigung und ähnlicher Hilfsdienste brauchen.

Recht stark profitieren Familien mit minderjährigen Kindern von gemeinsamen Wohnformen. Für junge Ehepaare ohne Kinder ist das Wohnen in einem solchen Projekt am allerwenigsten interessant.

Dagegen profitieren ältere Ehepaare mit erwachsenen Kindern schon wieder relativ stark von einer gemeinsamen Wohnform.

Ältere Alleinlebende profitieren fast genauso viel wie AlleinerzieherInnen.

Die Auswertung der Antworten für wen gemeinschaftliche Wohnformen am attraktivsten sind, hat folgende Reihenfolge ergeben: AlleinerzieherInnen, ältere, alleinlebende Personen, Familien mit minderjährigen Kindern, ältere Ehepaare (ohne oder mit erwachsenen Kindern), Singles, Ehepaare ohne Kinder.

Auf die Frage, wie zufrieden sie mit ihrer derzeitigen Wohnsituation in Bezug auf die Nachbarschaft sind, war die Antwort bei 30% sehr zufrieden, 35% sind zufrieden, teils-teils gaben 25% an, wirklich unzufrieden sind nur 5%. Werden die Antworten nach Alter in unter und über 40 Jährige gesplittet, zeigt sich eine stärkere Zufriedenheit bei den über 40 Jährigen. Außerdem sind BewohnerInnen von Eigenheimen mit der Nachbarschaft um einiges zufriedener als BewohnerInnen von Mietwohnungen.

Die Frage, ob Kinder und Jugendliche am besten NUR mit Gleichaltrigen zusammen sein sollten, wird von unseren Befragten größtenteils abgelehnt. Die Frage, ob ältere Menschen eine Bereicherung für die Jugend sind, wird überwiegend bejaht. Urlaubsangebote für alle Generationen werden überwiegend positiv bewertet. Auch die Frage, ob Kinder und Jugendliche von älteren Menschen sehr viel lernen können, wird allgemein bejaht.

Abgelehnt wird dagegen die Feststellung, dass ältere Menschen ihren Lebensabend ausschließlich mit Gleichaltrigen verbringen sollten.

Bei der Frage, was die größten Vorteile von gemeinschaftlichen Wohnformen sind, fand die Antwort „NachbarInnen können helfen, wenn etwas kaputt geht.“ die größte Zustimmung, gefolgt von „Man kann sich mit den NachbarInnen austauschen.“ und „Es besteht ein gewisser Einbruchschutz.“

Erfreulich viele Menschen haben die offenen Fragen beantwortet und sich damit doch intensivere Gedanken über diese Wohnformen gemacht.

Beispiele für die in diesem Zusammenhang genannten Vorteile sind: Es können die eigenen Kompetenzen eingebracht werden. Man wird gebraucht. Die Umwelt profitiert, weil man ein gemeinsames Auto nutzen kann. Das Gebrauchtsein ist wesentlich. Man hat das Gefühl nicht allein zu sein. Kostenbeteiligung bei der 24-Stundenpflege. Die künstliche Trennung in jung, alt, Single usw. wird damit umgangen.

Die Bewertung der Nachteile auf einer Skala von 1 bis 5 ergab einen Mittelwert von 3 auf folgende Feststellungen: Die eigene Privatsphäre kommt zu kurz. Die Hilfsbereitschaft einzelner wird ausgenutzt. Die Gemeinschaftsräume werden zwar benützt, es fühlt sich aber niemand dafür zuständig.

Hier noch einige Antworten auf die offene Frage nach weiteren Nachteilen: Es kann ein Zwang zur Hilfsbereitschaft entstehen. Mobbing, wenn sich jemand nicht anpassen will.

Auf die nächste Frage „Denken Sie, dass gemeinschaftliche Wohnformen Altenheime ersetzen könnten?“ antworteten 9% mit NEIN, 40% mit teils teils und ca. ein Drittel mit eher JA.

Die abschließende Frage war, wie viel die Menschen für Wohnen ausgeben würden. Bei 44% der Antworten lag der Wert zwischen 400 und 700 Euro.



Gabriela Schönberger

ist Obfrau des Vereins zur Förderung von Lebensqualität, der die virtuelle Plattform Grünschnabel betreibt, und Gemeinderätin in St. Florian.

Robert Temel: Formen des gemeinschaftlichen Bauens

Bei der Umfrage haben wir gerade gesehen, dass Familien mit Kindern und Alleinerziehende zwar am wenigsten für gemeinschaftliches Wohnen zu haben sind, aber auf der anderen Seite als die angesehen werden, die von diesen Wohnformen am meisten profitieren.

Das heißt, es braucht auch niederschwellige Formen des gemeinschaftlichen Wohnens und dafür sind die Inserts am besten geeignet. Ich möchte zuerst damit beginnen, zu erklären, warum Leute in solchen Projekten wohnen wollen. Ein wesentliches Moment sind Selbstbestimmung und Selbstorganisation. Baugemeinschaften sind Wohnformen, bei denen man im Vergleich zu anderen Wohnformen einen hohen Grad der Selbstbestimmung hat.

Pionierprojekte

Berühmtestes Beispiel ist die Sargfabrik in Wien. Ein anderes Projekt ist „B.R.O.T.“ in der Geblergasse in Wien-Hernals. B.R.O.T. steht hier für Beten, Reden, Offensein und Teilen. Partizipationss pionier Ottokar Uhl hat Ende der 1980er Jahre dieses Projekt in Wien gebaut. Es zeigt auch eine andere Form von städtischem Wohnen. Es ist ein Haus, das sich von der Gründerzeithäusern der Umgebung abhebt, es ist ein bisschen terrassiert, es gibt Freiräume. Es gibt begrünte Balkone. Man erkennt, dass es auch um ein anderes Verhältnis zwischen öffentlichem Raum und Wohnraum geht, als man das sonst von konventionelleren Wohnformen her kennt.

Noch ein Beispiel für Selbstbestimmung: Die Wohnprojekte in Berlin der letzten 15 Jahre, die in dem Buch „Self Made City

Berlin“ dokumentiert sind. Seit der Jahrtausendwende sind 120 Wohnprojekte mit 2.500 Wohnungen gebaut worden. Das scheint für eine so große Stadt wie Berlin wenig zu sein. Wenn man aber sieht, wo überall sie gebaut wurden und wie sie auf ihre Umgebung ausstrahlen, ist da eine Größenordnung, die auf die Stadt insgesamt Einfluss hat. Es geht hier nicht nur um einen anderen Wohnstil bestimmter Leute, sondern das ist eine Dimension, die die Stadt insgesamt beeinflusst und verändert. Bei der Selbstbestimmung geht es also nicht nur darum, das eigene Wohnen selbst zu bestimmen, sondern auch die eigene Stadt. Das erste Thema ist die Selbstbestimmung, das zweite Thema ist die Gemeinschaftlichkeit.

Das bekannteste Wiener Beispiel ist die Sargfabrik, die Mitte der 1990er Jahre bezogen wurde. Ursprünglich waren es 75 Wohnungen, jetzt sind es über hundert. Ein kleines Dorf in der Stadt. Ein Projekt, das über die ganze Stadt hin ausstrahlt. Selbstbestimmung und Gemeinschaftlichkeit hängen eng miteinander zusammen, weil es bei Baugemeinschaften immer darum geht, diese Selbstbestimmung in Gemeinschaft zu leben und nicht, wie es im Einfamilienhaus der Fall ist, dass man in einem gewissen Rahmen bestimmen kann, wie das Haus aussieht, in dem man wohnt, sondern man bestimmt als Gruppe. Also alle gemeinsam für das gesamte Projekt.

Die andere Community, die ich bereits erwähnt habe, ist die Gruppe B.R.O.T.: Sie ist wesentlich kleiner, es sind nur etwa 20 Wohnungen, aber auch diese Gruppe strahlt über sich hinaus. Es gibt dort zusätzlich Wiedereinsteigerwohnungen und Wohnungen in Kooperation mit der Caritas, wo es darum geht, der Gesellschaft etwas zurück zu geben.

Zwei zentrale Aspekte sind also Selbstbestimmung und Gemeinschaft. Ein dritter Aspekt ist die Nachhaltigkeit. Wenn man sich ältere Baugemeinschaften ansieht, wird man viele Beispiele finden, die besondere Ansprüche an nachhaltiges Bauen stellen. Diese Baugemeinschaften sind Pioniere nachhaltigen Bauens.

Das ist in Österreich und in der Gegenwart weniger auffällig, weil die Standards sehr hoch sind und man dadurch keinen allzu großen Abstand zum normalen Bauen schafft. Aber es ist immer noch so, dass Baugemeinschaften Pioniere im Bereich Wohnbau und vor allem im Bereich Nachhaltigkeit sind.

Was ich jetzt zeigen möchte, ist Kraftwerk II in Zürich. Kraftwerk I gilt als Pionierprojekt nachhaltigen Bauens in der Schweiz. Wenn man sich den Grundriss von Kraftwerk II ansieht, unterscheidet der sich schon gewaltig von den Grundrissen herkömmlicher Wohnungen. Es gibt hier sehr große Wohnungen. Die sind aber nicht für Familien oder Singles, sondern das sind WG-Wohnungen, die aus lauter Kleinstwohnungen bestehen. Die Kleinstwohnungen bestehen meist aus zwei kleinen Zimmern mit Bad und auch einer kleinen Küche, zusätzlich gibt es die Gemeinschaftsfläche.

Das ist ein Wohntypus, der ungewöhnlich und bei uns nicht sehr bekannt ist. Man spart Wohnkosten, Miete und man spart auch Energie, weil man viel weniger Fläche heizen muss. Also insofern sind solche Konzepte wichtig hinsichtlich nachhaltigen Bauens.

Das Gemeinsame an der Kraftwerk-II-Anlage ist der Hof und die Terrassenanlage, die sehr viel Platz bietet und wo man sich aufhalten und bewegen kann. Auch wenn einzelne Projekte unterschiedlich sind, dreht es sich bei allen um Selbstbestimmung, Gemeinschaft und Nachhaltigkeit.

Die Begriffe Baugruppe und Baugemeinschaft verwende ich jetzt gleichbedeutend, in Deutschland ist es manchmal so, dass in bestimmten Gebieten diese Begriffe eine bestimmte Bedeutung haben, in anderen andere. Ich verwende sie synonym. Was verstehe ich aber unter diesen beiden Begriffen? Es geht um einen Zusammenschluss von Menschen, Familien, Einzelpersonen, die ihr eigenes Wohnhaus errichten wollen. Sie überlegen sich wo, sie suchen sich ein Grundstück, MitbewohnerInnen und einen

Architekten und planen und bauen gemeinsam und bewohnen es schließlich gemeinsam, es ist also selbstbestimmtes Wohnen in der Gruppe und nicht im Einfamilienhaus.

Die drei Punkte, die es auf alle Fälle braucht, sind eine Idee; ein Grundstück, ein Objekt, etwa ein Haus, das man saniert oder umbaut und eine Gruppe, die das auch will. Es ist nicht immer leicht, Gleichgesinnte zu finden, die miteinander bauen wollen und sich auch die Arbeit, die so etwas mit sich bringt, antun wollen.

Bei einer gemeinsamen Idee muss es sich nicht unbedingt um einen ausgefeilten Plan handeln, es gibt Beispiele von Gruppen, die miteinander ein gutes Haus planen, aber sonst nicht viel miteinander wollen. Die meisten Projekte haben aber weitreichendere Ideen, wie es beispielsweise bei den bekannten Projekten Sargfabrik oder B.R.O.T. der Fall ist. Hier stecken schon ausgefeilte Konzepte dahinter.

Der dritte Punkt, der wichtig ist, ist der Ort. Dieser Punkt ist am schwierigsten, weil es sehr wenige Grundstücke gibt, die für so etwas infrage kommen. Und die, die es gibt, sind teuer. Außerdem haben die Wohnbaugenossenschaften im harten Konkurrenzkampf um ein unbebautes Grundstück die besseren Karten. Bis sich eine Gruppe gefunden hat, haben schon zehn Bauträger das Grundstück erworben. Der Zugang ist in vielen Fällen nur möglich, wenn es eine Unterstützung vonseiten der öffentlichen Hand gibt, und die gibt es oft nicht. Was auch immer wieder vorkommt, das zeigen Erfahrungen der letzten Jahre, ist, dass sich Gruppen teilen, wenn sie ein Grundstück gefunden haben. Für die einen ist das Grundstück akzeptabel, für die anderen kommt es hingegen nicht in Frage und so geht die Gruppe wieder auseinander.

Bevor ich meine Ausführungen weiter fortsetze, möchte ich mich ein wenig mit der Vergangenheit beschäftigen. Es ist nämlich nicht so, dass das gemeinsame Wohnen ein neues Thema ist.

Mitte der 1960er Jahre ist eine Siedlung in der Nähe von Bludenz entstanden, die mit dem Architekten Hans Purin gebaut wurde, die hat sich eine Gruppe von Familien gebaut, die der Meinung waren, dass nicht jeder ein Einfamilienhaus braucht, sondern sie haben gesagt, sie wollen ein gemeinsames Grundstück, das sie beplanen und bebauen wollen. Das ist die erste österreichische Baugruppe, die als Reihenhäuser „Auf der Halde“ verwirklicht wurde. Aber auch ganz in der Nähe von hier ist in den 1970er Jahren in Leonding ein von Architekt Fritz Matzinger entworfenes Les-Palétuviers-Projekt entstanden. Mittlerweile gibt es über 30 davon. Auch nicht weit von hier liegt Guglmugl. Das heißt, bereits vor 40,50 Jahren sind gemeinschaftliche Projekte entstanden.

Wien war ein bisschen später dran, es gab zunächst noch keine Wohngruppe, sondern es war ein Gemeindebau, den Architekt Ottokar Uhl geplant und unter Mitbestimmung der Mieter mit großem Aufwand durchgezogen hat. Auch kombiniert mit industrialisiertem Bauen, also mit vorgefertigten Bauteilen, wobei man Elemente zusammenstellen und so die Fassade planen konnte. Die erste echte Wohngruppe gab es dann Ende der 1980er Jahre, ‚Wohnen mit Kindern‘ in Floridsdorf. Dort hat sich eine Gruppe gefunden, die ein gemeinsames Grundstück beplant und bebaut hat. An der Fassade sieht man, dass das ein Gebäude ist, bei dem die Vielfalt der BewohnerInnen wichtig war.

In Wien gibt es aus den 1980er und 1990er Jahren mehrere Beispiele. Es gab nicht nur Neubau-Projekte, sondern auch Sanierungen. Ein Beispiel dafür ist die Baugruppe Karmelitergasse in Wien aus den frühen 1980er Jahren, mit dem Architekten Walter Stelzhammer geplant, in ein halb verfallenes Biedermeierhaus eingebaut, daraus ist im Laufe der Jahre eine grüne Oase entstanden.

Seestadt Aspern

Abschließend möchte ich zur Gegenwart und zum Wiener Stadtentwicklungsprojekt Seestadt Aspern kommen.

Mittlerweile stehen dort über 30 Kräne. Es gibt die U-Bahn-Anbindung, die im Oktober 2013 eröffnet wurde. Es gibt den frisch ausgebaggerten See, der das Zentrum dieser Anlage sein soll und es gibt den ersten Wohnbauteil, der in den Jahren 2013 bis 2015 gebaut und fertiggestellt werden soll. Ein Baufeld, das von der Entwicklungsgesellschaft der Seestadt Aspern zur Verfügung gestellt wurde, die fast vollständig der Stadt Wien gehört, wurde für Baugruppen vorgesehen. Bis zum See und bis zur Straßenbahn erstreckt sich der erste Bauteil, der in den nächsten Jahren fertig gestellt wird. Für das Baugruppen-Baufeld D13 haben sich sieben Baugruppen beworben, fünf davon bauen jetzt nebeneinander. Insgesamt sind es sechs Baugruppen, die in den nächsten Jahren ihre Wohnungen planen und bauen und dann insgesamt etwa 200 Wohnungen beziehen werden.

Am Baufeld D13 wurden die fünf Wohnhäuser in Abstimmung miteinander geplant und gebaut, dem ging ein über ein Jahr dauerndes Bewerbungsverfahren voraus, bei dem sich Gruppen zunächst mit einem groben Konzept bewerben konnten. Dazu war noch kein Architekt nötig, aus sieben Bewerbungen wurden dann fünf ausgewählt und in mehreren Monaten wurden genauere Konzepte entwickelt und diese werden nun Zug um Zug umgesetzt.

Um kurz zu zeigen, was durch solche Wohnformen möglich wird. Es war vorher nicht ausgemacht, wer wo baut, sondern es gab Baugruppen, die gesagt haben, dass sie beispielsweise im Süden oder im Nordosten bauen wollen, man hat eine erste und zweite Wahl angeben müssen. Eine Jury hat dann entschieden, wie sich diese Gruppen positionieren müssen und anschließend haben die sich das ausgehandelt und miteinander abgesprochen. Wer baut wo, wie schauen die Gebäude zueinander ausgerichtet

aus und wo sind die Grundstücksgrenzen? Was muss frei bleiben, damit mein Nachbar noch genug Licht hat? Das ist etwas, das über die üblichen Vorgänge beim Bauen von Wohnhäusern hinausgeht. Dann haben sie noch die Innenhöfe gemeinsam mit Landschaftsarchitekten geplant, die sie gemeinsam beauftragt haben.

Es gibt nun sechs Gruppen in der Seestadt Aspern. Queerbau ist die, die auf dem etwas abseits gelegenen Grundstück ist; weiters LISA (Leben in der Seestadt Aspern), ein Nachfolgeprojekt der Sargfabrik; B.R.O.T. 3, auch ein Folgeprojekt eines Projektes, das ich vorher schon gezeigt habe; Pegasus, ein Wohnbauprojekt von WohnbundConsult mit Raimund Gutmann, der nach mir sprechen wird; und Seestern Aspern und JAspern. Das sind die sechs Wohngruppen, die alle unterschiedlich organisiert sind.

Es gibt drei wesentliche Grundformen, wie man so etwas organisieren kann, die jeweils andere Eigenschaften haben und dadurch auch anders funktionieren.

Zum einen ist es das Wohnheim, das mit oder ohne Bauträger realisiert werden kann, zumeist ein gemeinnütziger Bauträger; das zweite ist das Mietprojekt mit einem Bauträger; und das dritte ist das Wohnungseigentumsprojekt.

Das Wohnheim

Dieses Modell wurde von der Sargfabrik und von B.R.O.T. Mitte, Ende der 1980er Jahre „erfunden“. Es funktioniert so, dass die BewohnerInnen eines Projektes gemeinsam einen Verein gründen, der Verein ist der Besitzer des Baugemeinschaftshauses und vergibt Heimplätze an seine Mitglieder. Seine Mitglieder sind also gleichzeitig Mieter und Vermieter, sie sind gleichzeitig Eigentümer des Hauses und BewohnerInnen des Hauses, an die die einzelnen Wohnungen vergeben werden. Das kann mit und ohne Bauträger passieren.

Das ist in Wien die am meisten verbreitete Form, die sich auch sehr gut entwickelt hat, die Bedingungen ändern sich natürlich, aber im Moment ist das die üblichste Form. In anderen Bundesländern Österreichs gibt es das nicht, obwohl man dazu sagen muss, dass nichts dagegen spricht. Allerdings muss ich einräumen, dass ich nicht alle Wohnbauförderungsgesetze kenne, ich denke aber, dass auch in Oberösterreich Wohnheime mit der Wohnbauförderung grundsätzlich gefördert werden könnten.

Mietprojekt mit Bauträger

Das ist das Modell, das an das Übliche am nächsten heranreicht. Da gibt es einen Bauträger und der vermietet die Wohnungen an die einzelnen Mitglieder der Gruppe. Es gibt für jede einzelne Wohnung ganz normale Mietverträge. Das Ungewöhnliche ist, dass die BewohnerInnen zusammen einen Verein formen, der hat wiederum vertragliche Absprachen mit dem Bauträger. Es gibt zum Beispiel die Vereinbarung, dass der Verein ein Mitspracherecht hat, wenn die Wohnung neu vermietet wird. Der Verein mietet manchmal Gemeinschaftsräume.

Wohnungseigentumsprojekt

Das war bei den alten, historischen Gemeinschaftsprojekten eine sehr weit verbreitete Form. Auch die Projekte in Deutschland sind zu einem überwiegenden Teil Wohnungseigentumsprojekte. In Wien ist diese Form derzeit äußerst selten. In Aspern gibt es ein Projekt, das diese Form hat. Der Verein, den die Eigentümer gründen, betreibt Gemeinschaftsräume und zur Öffentlichkeit orientierte Räume.

Das sind im Großen und Ganzen die drei Wohnformen, die es in Wien gibt. Die Vor- und Nachteile unterscheiden sich je nach Wohnform natürlich. Die Vorteile sind Individualität, Gemeinschaft,

Integration. Die Nachteile sind lange Planungsdauer, Arbeitsaufwand, Konflikte, Mangel an Erfahrung, Risiko. Je nachdem, welche Art von Gemeinschaftsprojekt man wählt, hat man von beiden mehr oder von beiden weniger.

Damit so etwas auch funktioniert, braucht es eine Gruppe, die mit Konflikten umgehen kann, eine gemeinsame Idee und ein gemeinsames Ziel. Es braucht einen für alle akzeptablen Ort, es braucht funktionierende Strukturen und Rechtsformen, es braucht eine Gruppe, die innerhalb akzeptabler Zeiten zu Entscheidungen kommt und es braucht auf alle Fälle Beratung von Profis, etwa von ArchitektInnen und Baubetreuung.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf die nahe Zukunft im Wiener Kontext, das Areal des neuen Hauptbahnhofs in Wien, wo ein Gutteil schon fertig geplant und bebaut ist. Doch ein Areal zwischen Bahntrasse und dem lang gezogenen Park steht mit der Planung erst ganz am Anfang. Das Areal am Helmut-Zilk-Park. Auch dort wird es Baugruppen-Grundstücke geben.



Robert Temel

ist Forscher und Vermittler mit den Schwerpunkten Architektur, Stadt und Kultur. Er ist Sprecher der Plattform Baukultur und Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Initiative für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen.

Raimund Gutmann: Formen des Wohnens in Gemeinschaft - Wohngruppen als „Inserts“

Mein Beitrag ist nicht als Konkurrenz zum Modell der Baugruppen zu sehen, sondern als Ergänzung bzw. Verbreiterung der Zielgruppen. Die derzeitige Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass gemeinsame Wohnformen trotz der Baugruppen-Beispiele an einer Hand abzuzählen sind. Mein Ziel ist es daher, gemeinschaftliches Wohnen aus der Nische herauszubringen. Mir geht es um die mittelfristige Erweiterung des Spektrums gemeinschaftlicher Wohnformen. Wir haben das „Inserts in großen Wohnanlagen“ genannt. Das Thema gemeinschaftliches Wohnen könnte viel breiter aufgestellt sein, es gibt ja auch im konventionellen Wohnbau immer wieder innovative Ansätze. Ich werde zuerst die „Inserts“ beschreiben, dann einen kurzen Einblick ins Besiedlungsmanagement geben und als dritten Teil Beispiele zeigen, die repräsentativ sind für die Bandbreite an gemeinschaftlichen Wohnformen.

Die Zukunft gemeinsamen Wohnens wird ein Mosaik aus neuen urbanen Haushaltsformen für wechselnde Lebensabschnitte sein, aber auch die Suche nach neuen „Wahlverwandtschaften“. Es können klassische Familienverwandtschaften sein, gerade beim Thema 50+ auch Wahlverwandtschaften mit nicht Blutsverwandten.

„Inserts“

Man kann hier an ein Gebäude in einem Neubaugebiet denken, aber ebenso als zusätzliche Aufstockung als Nachverdichtung bei einem Umbau. Es muss nicht als klassisches Wohnprojekt saniert und erneuert werden, sondern es gibt die Möglichkeit von Zusammenlegungen, Einbringen von Gemeinschaftsräumen, ein

eigenes identifizierbares Stiegenhaus, integriert in einen Wohnbau oder auch auf einer Etage, aber auch als Wohnungskluster integriert in ein großes Wohnhaus. Es geht sozusagen um Kleinwohnungen, die große synergetische Effekte haben. Als Beispiel möchte ich nur Kraftwerk II in Zürich erwähnen. Trotz der positiven Berichterstattung sind gemeinsame Bauvorhaben noch seltene Exoten in der Bauwirtschaft. Man kann sie in vielen Orten an einer Hand abzählen. Mir geht es darum, diese Projekte aus der Nische herauszuholen. Das Thema gemeinschaftliches Wohnen sollte breiter gefasst werden. Es gibt mehr Wahlmöglichkeiten vor dem Hintergrund erweiterter Wohnbedarfe.

Man spricht inzwischen von der Multigrafie, also nicht von einer Biografie mit der klassischen Dreiteilung. Da würden solche Wohnformen als Andockstellen für die veränderten Wohnbedarfe möglich sein. Bauträger sind hier sinnvoll, denn die Realisierung der Sargfabrik und mancher Matzinger-Bauten hat sechs, sieben Jahre in Anspruch genommen, was in der heutigen schnelllebigen Zeit kein Zeithorizont ist.

Neue Wahlverwandtschaften eingehen zu können ist in unserer Zeit zunehmend immer schneller aufgelöster Familienbande eine Option. Durch die Gemeinschaftsräume hat man ein gewisses Add-on etabliert, das man durch die veränderten Haushaltsgrößen auch dringend braucht. Damit Bauträger Interesse haben, muss es für diese auch einen Mehrwert geben. Es gibt ein erweitertes Wohnangebot und damit auch ein breiteres soziales Portfolio für die Bauträger. Die Beteiligungen, die Selbstorganisation und Eigenleistungen der Menschen sind größer, was für die Bauträger Verwaltungskosten einspart. Es ist zwar schwieriger für den Bauträger mit einer Gruppe zusammenzuarbeiten, doch inzwischen gibt es erprobte Prozessabläufe, die letztendlich für den Bauträger gemeinschaftliche Wohnformen attraktiv erscheinen lassen. Langfristig ist es eine Ersparnis.

Die Hausverwaltung ist stärker gefordert, was auf den ersten Blick vielleicht als Nachteil zu sehen ist. Die Hausverwaltungen

sind jedoch in Zukunft generell mehr im Hinblick auf soziale Prozesse gefordert. Gemeinschaftliche Wohnformen könnten weiters ein Beitrag sein, um die Themenführerschaft im sozialen Wohnbau zu erlangen.

Auch der Nutzen für die Stadt und die Gesellschaft ist groß. Denken wir nur an die Projekte Sargfabrik und B.R.O.T. Diese Modellprojekte sind erfolgreiche Beispiele, die den soziodemografischen Wandel illustrieren. Sie bringen feinkörnigere Stadtstrukturen durch Differenzierung. Auch soziales Engagement ist hoch. So hat die Wiener Wohngruppe B.R.O.T in der Zeit des Jugoslawienkriegs ihre Räume jahrelang für Flüchtlinge zur Verfügung gestellt. Der großvolumige Wohnbau tritt aus Kostengründen oft in massiver Blockform auf. Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind feingliedriger und können daher mehr Differenzierung – baulich und sozial – hineinbringen. Gemeinschaftliche Wohnformen tragen weiters zur sozialen Nachhaltigkeit bei. Gibt es bei herkömmlichen Bauten oft nur einen Gemeinschaftskeller, so bieten gemeinschaftliche Wohnformen eine Mikroinfrastruktur an Begegnung und Kommunikation in der Stadtgesellschaft.

Stadt(teil)entwicklung

Will man solche „Inserts“ in größere Planungen hineinbringen, braucht es ein intermediäres Besiedlungsmanagement zur sozialorganisatorischen Unterstützung und partizipativer Quartiersentwicklung. Das können natürlich auch herkömmliche Bauträger der Stadtentwicklungsgesellschaften selber machen, aber in der Regel sind es Firmen und externe Einrichtungen, die das Besiedeln moderieren. Die Organisation und Betreuung passiert in Zusammenarbeit mit Interessierten an gemeinschaftlichen Wohnformen und Bauträgern.

Aufgaben des Besiedlungsmanagements

Diese sozialorganisatorische Anschubhilfe gilt nicht nur für Neubauwohnungen, sondern in zunehmendem Maße auch für den Stadtbau, für Sanierung und Erneuerung. Auch hier könnte man vom sozialen Aspekt her kreativer sein. Das intermediäre Besiedlungsmanagement ist kleinräumig, niederschwellig, auf Wohnquartiersebene, beinhaltet Zielgruppenmarketing, Moderationsarbeit und die Moderation der Partizipation der Beteiligten. Die Politik redet gerne von Beteiligung und Partizipation, in der Realität schaut es jedoch oft sehr dürrig damit aus. Ein Besiedlungsmanagement leistet Anschubhilfe beginnend mit dem Wohnungsbezug. Oft sind die Projekte mit Wohnungsbezug noch nicht ganz fertig, da ist es möglich, die eine oder andere qualitative Ergänzung, die kaum Geld kostet, noch einzubringen. Ebenso ist die langfristige Begleitung von spezifischen Wohnprojekten denkbar. Unter anderem bieten „wohnbund:consult“ und andere private Firmen ein solches Besiedlungsmanagement an, aber auch soziale Wohlfahrtsträger wie die Diakonie und die Caritas. In der Stadt Wien ist das inzwischen ein wichtiger Schwerpunkt. In den Landeshauptstädten gibt es einzelne Projekte. In Linz hat es so was in der Solarcity gegeben, in einzelnen Bauabschnitten auch im Franckviertel, in Wien ist es aber inzwischen State-of-the-Art geworden.

Besiedlungsmanagement in der Praxis

Dieses Besiedlungsmanagement beinhaltet in der Praxis die Planung, die Beratung und die Projektentwicklung. Welche Zielgruppe passt für mich, wie definiert sich die Zielgruppe? Ich hole mir vielleicht empirische Unterlagen ein, es gibt vielleicht Interessentenlisten, wo ich Befragungen durchführen kann. Wenn es ein Projektleitbild gibt, dann gibt es einen Informationsabend, Öffentlichkeitsarbeit und wenn es einen Bauträger gibt, gemein-

sam mit diesem dann das Zielgruppenmarketing. In der Umsetzungsphase wird man dann bei der Wohnungsvergabe moderieren. Wenn es ein Partizipationsobjekt ist, dann auch bei der Grundrissgestaltung. Bei der Abstimmung der speziellen Wünsche wird man moderieren und bei Konflikten ausgleichen. Dann wird es Kennenlernetreffen geben, Events, wo man sich kennenlernen und begegnen kann. Der Unterschied zwischen Inserts und klassischen Baugemeinschaften ist der, dass es bei Inserts am Beginn oft nur Einzelhaushalte sind, die so was wollen und erst dann, wenn ein Projekt aufgestellt ist, wird nach weiteren Mitgliedern gesucht. In der Regel sind es keine fertigen Baugruppen, die da auftreten. In der Nutzungsphase wird man Theorie und Wirklichkeit miteinander vergleichen. Man evaluiert das, richtet Arbeitsgruppen ein. Es geht dann um die Nutzung von gemeinschaftlichen Freiflächen. Last but not least geht es um die Organisationsform, weil dieses Besiedlungsmanagement nicht auf Dauer eingerichtet ist, sondern sich als Anschubhilfe versteht. Danach muss es selbstorganisiert um diese Gemeinschaftshilfe gehen und dann geht es um eine gewählte Vertretung der Bewohnerinnen und Bewohner.

Was ist der Gewinn? Es ist ein innovativer Ansatz im geförderten Wohnbau. Es ist für alle Projektpartner transparent und kalkulierbar, es unterstützt Beteiligung und Selbstorganisation, es unterstützt auch das Einbringen von Sozialkapital. Es fördert die Wohnzufriedenheit und fördert schließlich auch die Identifikation mit dem Wohnprojekt und dem Wohnumfeld. Wenn man will, wird damit auch ein Stück Heimat unterstützt.

Soziologisch betrachtet ist das Ziel eine Balanced Community mit guter sozialer Mischung und geringerer Fluktuation. Niedrige Haushaltskosten, Kundenzufriedenheit, Imageaufwertung und schließlich bessere Kommunikationsstrukturen generell sind weitere Ziele.

Einzelne gute Beispiele

Jetzt komme ich zu einzelnen Beispielen, die für sich genommen nicht die tollsten Best-Practice-Modelle sein mögen, aber die Bandbreite dessen zeigen, was mitgedacht und mitgeplant werden kann bzw. soll. Es sind fast alle Projekte aus Wien. Natürlich gibt es auch interessante Wohnprojekte in anderen Bundesländern, aber ich will Modelle zeigen, wo wir als Büro involviert waren und uns genauer auskennen.

Es sind fünf Projekte, Wohnanlagen mit teilweise 1600 m² und mehr, aber auch kleine Gruppen, die in einem größeren Kontext zu sehen sind.

Citycom2 in Wien

Das sind zwei Apartmenthäuser, die insgesamt etwa 100 Wohnungen beherbergen, eines dieser Häuser ist ein WG-Haus mit 42 Wohngemeinschaften. Es gibt 164 Zimmer. Das reicht von 2er-WGs bis 6er-WGs. Es ist das erste WG-Haus Österreichs. Eine Besonderheit ist die einzigartige Infrastruktur, Kulturelles bis zum Musikproberaum ist alles im Haus. Fairerweise muss gesagt werden, dass unser Büro derzeit mit dem Nacharbeiten beschäftigt ist, weil es gerade im Sommer große Konflikte hinsichtlich Lärm zwischen dem WG-Haus und dem Apartmenthaus gegeben hat.

Grundsätzlich sind die Wohnungen so ausgestattet, dass man mit der Matratze gleich einziehen kann. Jede/r dieser MieterInnen hat einen eigenen Mietvertrag, was einerseits etwas sehr Positives ist, aber bei den 6er WGs hat es dazu geführt, dass manche gesagt haben, wenn jemand ausscheidet, belegen wir das nicht nach. Die WG hat natürlich ein Vorschlagsrecht und in manchen Fällen kein Interesse, dass das fünfte und sechste Zimmer belegt wird. Damit hat natürlich der Bauträger, in dem Fall das Österreichische Siedlungswerk, keine Freude.

In den Umsetzungsprozess wurden die Interessierten mit einbezogen. Es geht um Mitbestimmung bzw. Statuten, wie die Nachbelegung aussieht, auch wie die drei Häuser zusammenwirken können. In der Infrastruktur ist ja ein sehr großer Bewegungsraum im Erdgeschoss, das für die Bewohnerinnen und Bewohner zur Verfügung steht, aber auch für die Umgebung. Es soll entsprechend integriert sein in die Umgebung. Es wurde ein Mieterbeirat gewählt. Jetzt ist man in den Niederungen des Alltags angekommen, wo es Abstimmungsprobleme gibt, grundsätzlich funktioniert das aber ganz gut. Unser Fazit ist, dass man immer aus solchen Projekten lernen muss, dass man es möglicherweise nicht in der großen Zahl nebeneinander realisieren sollte. Der zweite Punkt, der nicht funktioniert hat: es war auch als WG-Haus für ältere Menschen gedacht, ein halbes Jahr hat das geklappt, dann sind die Älteren ausgezogen und das Ergebnis ist jetzt doch ein WG-Haus nur für junge Studierende.

Es gibt aber auch positive Ergebnisse. Einer der Bewohner betreibt ein Lokal im Haus, das mit einem der Gemeinschaftsräume verknüpft ist. Man kann sich also im Gemeinschaftsraum selber hinsetzen und was organisieren, man kann die Abtrennung öffnen und sich vom Lokal bedienen lassen. Also insgesamt ist es ein tolles Experiment, aber mit der einen oder anderen Kinderkrankheit.

Wohngruppe für Fortgeschrittene

Das ist ein Projekt, das wir zusammen mit der gemeinnützigen GEWOG entwickelt haben. Die Plus-Generation ist hier betroffen. Ich stelle die Wohngruppe mit 19 Wohneinheiten vor. Es gibt Zwei-Personen- und Single-Wohnungen. Es ist ein Objekt mit insgesamt 101 geförderten Mietwohnungen, die im Oktober 2014 bezogen wurden.

Bevor wir mit der Bewerbung begonnen haben, hat es keine Wohngruppe gegeben, wir haben die Initiative gestartet und ein-

mal beobachtet, wie die Nachfrage nach solchen Wohnungen konkret aussieht. Letztlich waren wir verblüfft, welche große Nachfrage diese Wohnform hat. Die Wohnungen waren rasch vergeben und es gibt lange Nachfragerlisten. Im Gruppenprozess sind natürlich auch manche ausgestiegen, denen die Wohnung oder die Gruppe nicht entsprochen hatte.

Das Besondere an diesem Objekt ist die große zweigeschossige Gemeinschaftsloggia, ein Gemeinschaftsraum, der auch eine Terrasse auf die andere Seite hat. Die Gruppenfindung wurde moderiert. Es ist aber nicht so, dass jemand kommen kann und sagen, dass er Beziehungen zur Direktion des Bauträgers hat und die schönste Wohnung im 7. Stock haben möchte, sondern es wird transparent ausgehandelt. Wir haben als intermediäres Büro den Modus vorgegeben und festgelegt, dass gewürfelt wird, wenn zwei Haushalte die gleiche Wohnung wollten. Letztlich hat sich das gut aufgelöst.

Besprochen werden musste auch das Thema Nachbarschaftshilfe, denn es sind Leute dazu gestoßen, die sich von der Nachbarschaft sehr viel an Unterstützung erwarteten. Auch die Abgrenzung zur Pflege wurde diskutiert. Einige haben hier sehr hohe Erwartungen, andere wollen nicht in Konkurrenz mit den Pflegeeinrichtungen treten.

Beispielprojekt ohne Baugemeinschaft

Nun kommen wir zum nächsten Projekt, wo es keine Baugemeinschaft im engeren Sinn gibt. Es sind 111 Wohnungen, auch das Ergebnis eines Bauträgerwettbewerbs, hier mit der BWSG, eine Wiener Wohnbaugenossenschaft. Der Entwurf ist vom Architekturbüro Schindler & Szedenik, das die autofreie Mustersiedlung in Wien geplant hat. Sie haben das Projekt als gut organisiertes Mitbestimmungsprojekt aufgezogen. Es ist ein Passivhaus mit einem gemeinsamen Freiraum und über 1000m² Gemeinschaftsflächen. Das Wichtigste war, dass die Interessierten

von Anfang an eingebunden waren, das bauliche Konzept war nur Scheibenraster. Die Leute haben sich stockweise zusammengesiedelt, das Wohnbund-Team hat das Ganze moderiert. Es gibt im Stadtteil ein großes Lokal der Gebietsbetreuung (GB10), das war in der Planungsphase der „Werkstatt-Treff“. Wir haben den Leuten auch viele Best Practice Beispiele gezeigt und andere Wohnprojekte konkret besucht. Auf dieser Basis wurden Größe und Nutzung der Gemeinschaftsräume, die ja vorher nicht festgelegt waren, gemeinsam erarbeitet. Die Nutzungsphase hat erst seit einem halben Jahr begonnen und Adaptierungen sind natürlich noch möglich. Wir erwarten uns aber, dass es auch hier nach der ersten Euphorie zu Meinungsverschiedenheiten kommen wird. Der Bauträger hat diesbezüglich jedoch Erfahrungen. Es wird ein Schließsystem mit Chips geben, wo man nachprüfen kann, wer wann was genutzt hat.

„Stiege verbindet“ als Insert in einer Wohnanlage

In diesem Beispiel sind 8 Wohneinheiten in eine große Wohnanlage integriert. Es gibt ein Stiegenhaus mit dem Titel „Stiege verbindet“. Es wurde gemeinsam mit dem Prospekt für die Gesamtanlage an alle Interessierten verschickt. Aber die Interessierten an dieser Wohngruppe „Stiege verbindet“ konnten schon im Vorfeld mitbestimmen, d.h. auch die Wohnungsgrundrisse mit erarbeiten.

Wie wurde das nun an die Öffentlichkeit getragen? Das Motto war „auf einander bauen“, die Auswahlkriterien waren frühzeitige Anmeldung, Toleranz, Engagement und soziale Neugier. Der Lohn ist ein Stück Nachbarschaft. Wir haben alles in diesen Projekten recht niederschwellig gehalten. Es gibt keinen aufgesetzten Gemeinschaftsanspruch. Die grundsätzlichen Werte reichen für ein solches Projekt.

Abschließendes

Am Beginn des 21. Jahrhunderts sehen wir einen Rückgang bei gemeinsamen Wohn- und Lebensformen und auch einen Verlust an Solidarität. Die „Ich-AG“ ist heute insbesondere in den reichen Ländern sehr stark ausgeprägt. Gerade diese extrem individualisierte Gesellschaft produziert jedoch paradoxerweise immer mehr gemeinschaftliche Bedürfnisse. Neue Wohnformen sind eine gesellschaftliche Notwendigkeit. In Linz beginnt's!



Raimund Gutmann

ist Politikwissenschaftler und Publizist, sein Büro „wohnbund:consult“ beschäftigt sich mit sozialer Stadtteilentwicklung, Community Design und führt Trendanalysen, Quartiersmanagement und Evaluierungen durch.

Ralf Ullsperger

Wohngruppe für Fortgeschrittene

Wohnen für Fortgeschrittene heißt deshalb so, weil Menschen fortgeschrittenen Alters hier zusammengefunden haben, die jüngsten waren damals 53, die ältesten 75. Fortgeschritten war auch die Idee. Es ist sinnvoller gemeinsam zu altern, weil es wesentlich schwieriger ist als erwachsen zu werden. Gemeinsam lernt sich das leichter.

Entstanden ist das Projekt dadurch, dass die GEWOG eine fortschrittliche Architektin beauftragt hat und einmal so was versucht hat. Da es schon erfolgreiches generationenübergreifendes Wohnen in Wien gibt, ist man dann dazu gekommen, einmal so etwas nur für die ältere Generation zu überlegen. Man war dann verwundert, dass sich so viele gemeldet haben. Mittlerweile gibt es schon das von Raimund Gutmann erwähnte Nachfolgeprojekt.

Drei Jahre vor dem Einzug haben wir uns kennengelernt, im Laufe dieser drei Jahre sind Leute hinzugekommen, einige auch wieder abgesprungen. Jetzt wohnen wir zwei Jahre zusammen. Uns ist allen bewusst, dass dies unsere letzte Wohnung vor dem Pflegeheim sein wird. In Wien gibt es die Möglichkeit für ältere Menschen, die im Alter allein sind, aber nicht allein wohnen wollen, ins Pensionistenheim zu gehen, was es in Linz zu meinem Erstaunen nicht gibt. Ich werde mich sicher nicht bei einem solchen anmelden.

Meine Frau war schon sehr früh in die Planung eingebunden. Wir sind eine Stiege in einem ansonsten „normalen“ geförderten Wohnbau. Unsere Stiege ist die mit einem geförderten Gemeinschaftsraum. Nachdem wir am Anfang nicht gewusst haben, ob wir untereinander oder neben einander wohnen wollen, gibt es zusätzlich in der Nebenstiege eine Etage. Dort sind noch einmal 11 BewohnerInnen in sieben Wohnungen. Wir sind 18 BewohneInnen in 16 Wohnungen. Für die Aufteilung der Wohnungen gab

es die Methode des Würfeln. Ich habe drei Mal hintereinander einen Einser gewürfelt, obwohl ich einen Sechser wollte. Es war für mich sozusagen keine Auswahlmöglichkeit. Zuvor haben meine Frau und ich in zwei Wohnungen in Ottakring mit einem etwa ein Kilometer langen Gang dazwischen gewohnt, wir wollten es enger haben. Jetzt haben wir zwei Wohnungen mit einem fünf Meter langen Gang dazwischen haben wollen, doch die waren durch das Würfeln alle schon belegt. Meine Frau war in Tränen aufgelöst, hat gemeint, sie steigt aus. Als letzten Kompromiss hat sie die Erdgeschosswohnungen akzeptieren können, denn die haben Garterln von 20m² gehabt. Ihr Traum war es immer, im Alter zu garteln. Wir haben dann die Wohnung genommen und sind sehr zufrieden damit, da wir auf beiden Seiten eine Terrasse haben. Es ist auch irgendwie katzensgerecht, obwohl wir noch keine haben. Aber man macht die Tür auf und geht einfach raus. Momentan fühlen wir uns sehr wohl da und es ist was anderes als in einer Wohnung mit Balkon, da kann man dann nicht einfach weitergehen. Die, die später gekommen sind, haben ohnehin nur mehr die Wohnungen bekommen, die frei waren. Die Wohnungen oben sind sehr beliebt. Es gibt einen eigenen Paragraphen, dass diese Wohnungen nur an 50+ vermietet werden.

Heuer war es aber im Dachgeschoss richtig ungemütlich, so dass die meisten gesagt haben, dass sie es nicht aushalten und eine Klimaanlage brauchen. Ich denke mir, man hätte schon abschätzen können, dass es oben sehr heiß werden wird.

Es gibt auch gemeinschaftliche Aktionen in unseren Wohnungen. Wir kochen alle 14 Tage gemeinsam. Das ist eine herausfordernde Sache, weil hier auch ein kleiner Streit dazu gehört, zum Beispiel wie die Zwiebeln geschnitten gehören.

Ich bin Wohngruppensprecher, aber momentan ist meine Rolle eher die eines Mediators. Ich berufe die Wohngruppensitzungen ein, sehe es aber als meine Hauptaufgabe, dass die Wohngruppe nicht auseinander fällt. Denn auch die Bedürfnisse, was die Benutzung des Gemeinschaftsraums anlangt, gehen sehr weit aus-

einander. Das geht so zwischen möglichst wenig, weil er ja abgenützt wird und jeden Tag ein Fest. Das ist so weit auseinander, dass es gar nicht leicht ist, das unter einen Hut zu bringen.



Ralf Ullsperger

*ist Wohngruppensprecher des Projektes
Wohnen für Fortgeschrittene in Wien;
1980-2011 Mitbegründer und Leiter der
Ausbildung für soziokulturelle Animation*

Constance Weiser Architope - Netzwerk für nachhaltige Architektur

Momentan habe ich die wundervolle Aufgabe, die fünf Baugruppen in der Seestadt Aspern zu betreuen und zu begleiten. Die Initiative für Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen hat die Entstehungsgeschichte von Anfang an sehr interessiert mitverfolgt, weil uns bewusst war, dass die Stadt Wien diese Baugruppen als eine Art Testprojekt betrachtet und die weitere Förderung von Baugruppen von dem Gelingen abhängig macht. Doch die Rahmenbedingungen waren nicht unbedingt optimal: Aspern liegt über der Donau. Für manche WienerInnen ist das ein No Go. Das heißt, es war schon aufgrund dieses Faktors nicht ganz so leicht, Interessierte zu finden. Gruppeninteressierte sind oft auch am urbanen Leben interessiert. Die Seestadt Aspern ist aber noch für eine Weile Baustelle, zumindest angrenzend. Daher war es der Initiative ein besonderes Anliegen, diese Gruppen zu unterstützen.

Wir haben dann vorgeschlagen, dass es eine zusätzliche Begleitung für die Koordination der Gruppen untereinander geben sollte. Nicht nur aus den oben genannten Gründen, sondern diese fünf Baugruppen haben, wie bereits zu sehen war, ein gemeinsames Baufeld. Es gibt also nicht nur die Aufgabe der Gruppenfindung und die Entscheidungsfindung wie das jeweilige Objekt ausschauen soll, sondern auch noch die zusätzliche Herausforderung, sich mit den anderen Gruppen abzustimmen. Diesen Abstimmungsprozess darf ich seit einem Jahr begleiten. Es wäre schön, wenn es eine Fortsetzung geben würde – ein entsprechender Antrag wurde gestellt, da dieser Prozess ein längerer ist. Es gibt außerdem unterschiedliche Einzugszeiten, die meisten werden erst 2015 fertig gestellt.

Es ist wichtig, dass sie eine Struktur finden, mit der sie leichter zu Entscheidungen kommen. Sie haben anfänglich beschlossen, dass es basisdemokratisch ohne Gegenstimme abläuft. Bei fünf verschiedenen Gruppen ist das nicht ganz so einfach. Wir haben über das Jahr schon Situationen gehabt, dass eine Gruppe was anderes wollte. Da braucht es dann Lösungen. Man kann nicht einfach mit der Blockade weitertun, deshalb wäre ein Entscheidungssystem wichtig, das auch bei Einwänden Lösungswege offen hält.

Es gibt aus den letzten 20, 30 Jahren Erfahrungen von unterschiedlichen, erprobten Projekten, die modellhaft herangezogen werden können. Morgen ist beispielsweise ein Visionsworkshop mit allen fünf Baugruppen, um zu einer klareren Vorstellung über das gemeinsame Zusammenleben zu kommen. Es gibt so viele verschiedene Gruppenansätze, schon einmal rechtlich, aber auch ideell. Sie wissen, dass sie den Hof als gemeinschaftlichen Freiraum haben, wie sie diesen aber benutzen werden, müssen sie sich jetzt ausmachen. Dazu braucht es eine gemeinsame Vorstellung, die sie sich erarbeiten müssen. Das fängt damit an, ob es in diesem Freiraum dann Hunde gibt oder nicht. Oder bei der Gartengestaltung – da sind Wildnisbereiche für Kinder vorgesehen, aber es ist ein Streitpunkt, wie viel „Wildnis“ die Kinder haben sollen.

Jede Gruppe hat auch ihre eigenen Gemeinschaftsräume. Je nachdem, was ihnen wichtig war, haben sie sich schon verschiedene Modalitäten überlegt, dass man sich diese vielleicht auch wechselseitig überlässt. Das heißt, es wird nicht in jeder Gruppe einen Proberaum oder eine Sauna geben, sondern es macht Sinn, sich hier abzusprechen. Das ist eine große Chance, die hier gegeben ist, schon allein dadurch, dass fünf Gruppen gleichzeitig starten.

Doch gibt es sicher auch nach dem Visionsworkshop noch Abklärungsbedarf. Da braucht es auch eine Struktur, wie sie das fortlaufend miteinander aushandeln können. Ich hoffe, dass sie, wenn sie es einmal besiedelt haben, selber moderieren können.

Im Anfang haben sie es mit einer rotierenden Moderation gemacht. Es war jedoch spürbar, dass die Überforderung zugenommen hat. Sie müssen sich intern schon organisieren und ihre Gruppentreffen abhalten – dann auch wechselweise die Verantwortung für die Gesamtgruppe zu übernehmen war daher etwas zu viel und sie waren dankbar, dass jemand die Moderation für diesen Prozess übernimmt, den Überblick behält und sie auch weiter begleitet.

Bei den nächsten beiden Treffen geht es dann darum, herauszufinden, ob sie die Begleitung weiterhin wollen oder es dabei bewenden lassen. Es ist durchaus ein sehr komplexes Ding, wenn fünf verschiedene Gruppen starten und es ist ausgesprochen spannend.



Constance Weiser

ist Architektin von architope - Netzwerk für nachhaltige Architektur und Vorstandsmitglied bei der Initiative für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen

Freya Brandl, Architektin und Stadtplanerin

Man muss nicht immer alles neu bauen, auch im Bestand ist Gemeinschaftliches Wohnen möglich. Seit Jahrzehnten bin ich ökologisch engagiert, schwerpunktmäßig zum Thema „Bauökologie“. Außerdem habe ich beobachtet, dass viele ältere Menschen alleine leben, dass sie einsam sind, und dass das Thema „Solidarität“ und „Nachbarschaft“, wie wir schon aus den vorigen Vorträgen gehört haben, in den letzten Jahren immer mehr in den Hintergrund getreten ist. Ich bin keine Soziologin, daher habe ich das Thema technisch behandelt.

In einer Studie mit dem Titel „Neues Wohnen im Alter – ökologisch, gemeinschaftsorientiert und finanzierbar“ habe ich zusammen mit der TU Wien zwei bestehende Häuser, ein Gründerzeithaus und ein Haus der 1960er / 1970er Jahre, auf Veränderbarkeit hinsichtlich Gemeinschaftlichem Wohnen untersucht. Wir haben festgestellt, dass ältere Menschen, nachdem die Kinder ausgezogen und auch die EhepartnerInnen nicht mehr da sind, sie immer noch in den ehemaligen Familienwohnungen auf 100, 150m² Wohnfläche leben und unglücklich sind. Daraufhin habe ich versucht, aufzuzeigen, dass ein Geschoss in einem Gründerzeithaus, in dem sich jetzt 3 Wohnungen mit jeweils nur einer alleinlebender Person befinden, durch Umgestaltung in ein Gemeinschaftliches Wohnprojekt verwandelt werden kann. Dort können dann 5 bis 6 Personen wohnen. Jeder / jede hat eine kleine Wohnung von 50-60 m² Wohnfläche nur für sich und dazu noch einen Gemeinschaftswohnraum mit Küche, einen kleinen Arbeitsraum und eine Terrasse für gemeinsame Aktivitäten.

Wir haben in der Studie rechnerisch dargestellt, wie viel Energie- und Flächengewinn in einem Gemeinschaftlichen Projekt steckt. Wenn mehrere Menschen zusammen wohnen, dann kommt auf jeden Fall ein Energiegewinn heraus, und logischerweise auch

ein Flächengewinn. Die Reduktion von 100 m² Wohnfläche auf 50m² beträgt 50%. Wir haben diese Gewinne hochgerechnet auf ein mögliches Szenario, das in Zukunft in Wien eintreten wird. Und zwar, ausgehend von der Tatsache, dass in 25 Jahren ca. 600 000 Personen im Alter von 60+ sein werden (Quelle: Kleinräumige Bevölkerungsevidenz Wien, 2011), haben wir angenommen, dass 10% davon in Gemeinschaftlichen Wohnprojekten wohnen werden. Das sind 60 000 ältere Menschen. Wenn man diese Zahl multipliziert mit einem Einsparfaktor pro Person, den wir mit einem Computerprogramm errechnet haben, dann kommt ein Energiegewinn (Energieeinsparung) von 520 Gigawatt heraus und ein Flächengewinn von 3 Millionen m². Das sind Zahlen, die man genau belegen kann.

Dies hat vielleicht für Sie als Einzelne, die in einem Gemeinschaftsprojekt wohnen möchte, nicht so viel Bedeutung, aber die Stadt erspart sich dadurch Unsummen. Die Stadt hat große Ausgaben und sie sucht Flächen, um den Bedarf an Wohnflächen decken zu können. Auch die mobilen Dienste, die einzelne alleinlebende Menschen betreuen, kosten Geld. In Gemeinschaftlichen Wohnprojekten kann man sich gegenseitig helfen und braucht vielleicht nicht so schnell Hilfe von außen.

Ich war bezüglich „Gemeinschaftlichem Wohnen“ viel im Ausland unterwegs z.B. in Skandinavien, Großbritannien und Deutschland und ich habe beobachtet, wie das gemeinschaftliche Zusammenleben die Leute beflügeln kann. In Stockholm haben ein paar Ältere angefangen, eine Redaktion aufzumachen und eine Zeitung zu gründen. Ein Direktor einer großen Gesellschaft hat beschlossen, in der Pension nicht mehr zu arbeiten, doch jetzt in der Redaktion arbeitet er wesentlich mehr, als er vorgehabt hat. Es macht ihm einfach Spaß. Sie haben in ihrem Wohnprojekt einen gemeinsamen Arbeitsraum eingerichtet. So gäbe es viele Beispiele, an denen gezeigt werden kann, dass das Gemeinschaftliche Zusammenwohnen nicht nur ein ökologischer und ökonomischer, sondern auch ein persönlicher Gewinn sein kann.

Ich wünsch` mir selbst, vielleicht in einigen Jahren so wohnen zu können.



Freya Brandl

ist staatlich befugte und beeidete Ziviltechnikerin, Mitglied der Initiative für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen, externe Prüferin, wohnfonds_wien

Stellungnahmen der PolitikerInnen

Maria Buchmayr,

Landessprecherin der Grünen Oberösterreich

Das große Interesse an der Veranstaltung heute zeigt, wie sehr das Thema, wie wir in Zukunft wohnen werden, unter den Nägeln brennt. Ich möchte mich bei Doris Eisenriegler und Gabriela Schönberger, die diese Veranstaltung heute auf die Beine gestellt haben, herzlich bedanken.

Der Bedarf solcher Wohnformen wird größer, (ich kann jetzt zwar nicht die Zahlen dazu sagen). Das Bedürfnis nach Individualität und an Diversität ist im Steigen begriffen.

Eine Gesellschaft besteht aus älteren Menschen, aus jüngeren Menschen, aus Frauen, aus Männern, es gibt die verschiedensten ethnischen Hintergründe. Jede/r hat andere Vorstellungen, wie er oder sie sein oder ihr Leben gestalten möchte. Wohnen ist dabei ganz zentral. Es gibt viele verschiedene Familienformen, die sich immer mehr entwickeln und die immer mehr zu fördern und zu unterstützen sind. Hier gibt es sehr viel Bedarf. Umgekehrt entsteht mehr Nachfrage nach unterschiedlichen Wohnformen, wenn mehr Möglichkeiten des Wohnens bekannt sind. Als ich die beiden Vorträge vorhin angehört habe, habe ich mir gedacht, es ist schon lässig so zu leben. Ich denke, dass Geborgenheit hier ein wichtiger Aspekt ist. Wenn man die Möglichkeit so zu leben kennenlernt, ist das Interesse natürlich da.

Unsere Aufgabe als PolitikerInnen ist es, solche Wohnformen zu ermöglichen. Wir tun da sicher das Bestmögliche und ich sage immer „Steter Tropfen höhlt den Stein.“

Marie-Edwige Hartig

Grüne Gemeinderätin in Linz und Aufsichtsrätin der GWG

Es müssten sich die gesetzlichen Rahmenbedingungen schon ändern, weil Gemeinschaftsräume so wie in Wien in Oberösterreich nicht gefördert werden. In Wien gibt es die Vorgaben, dass gewisse Flächen für Kleinkinder zur Verfügung gestellt werden müssen. Es gibt Waschküchen beispielsweise, man versucht, das Leben der BewohnerInnen zu erleichtern, aufgrund der Wohnbauförderung werden die Rahmenbedingungen so gelegt, dass die Häuser in Passivbauweise errichtet werden. Man schaut, dass Wohnen nicht mehr ein Luxusgut ist, sondern, dass Wohnen einen wichtigeren Stellenwert bekommt und wieder mehr Menschen gleiche Bedingungen vorfinden.

In Linz hat es Projekte gegeben, wie zum Beispiel das autofreie Wohnen im Franckviertel, was mit der Förderung erreicht werden konnte, wurde erreicht. Bei der Grünen Mitte war es schwer, mit den Vorgaben der Wohnbaufördergesetze zurechtzukommen. Das ist jetzt keine alternative Wohnform, sondern es geht hier nur um den grünen Bereich, es war sehr schwierig, das im rechtlichen Rahmen umzusetzen. Das heißt: Es müssten die Gesetze geändert werden.

Maria Wageneder

Grüne Landtagsabgeordnete und Wohnbausprecherin

Gemeinschaftliches Wohnen, sich Wohnräume teilen ist eine positive gesellschaftliche Entwicklung. Natürlich sollte das die Politik, auch im Sinne der Nachhaltigkeit, unterstützen. Damit ist die Fläche besser ausgenutzt und die Umwelt wird mehr geschont. Wien wäre ein gutes Vorbild für Oberösterreich. Selbstverständlich müssten solche Projekte durch die Wohnbauförderung förderbar sein. Als Mietobjekte sind diese Wohnungen sicherlich förderbar, man müsste sich aber erkundigen, wie das mit Gemeinschaftsräumen aussieht. Wir unterstützen das und ich bin gerne bereit zusammen mit Maria Buchmayr gemeinsam zur Wohnbauförderstelle zu gehen, um zu sehen, was jetzt schon förderbar ist und wo es Veränderungen geben muss, damit alles auch wirklich gefördert wird. Selbstverständlich können hier auch Wohnungsgenossenschaften Vorantreiber sein. Wenn eine Genossenschaft so ein Projekt errichten will, wird man auch vom Land Oberösterreich verstärkt nachdenken und die Gesetze entsprechend anpassen. Sicher wird es einige Anstrengungen benötigen, damit das dann auch umsetzbar ist.

In Oberösterreich gibt es Projekte, wo es um gemeinschaftliches betreutes Wohnen im Alter geht. Hier gibt es einige umgesetzte Beispiele, zwar nicht mit Mitbestimmung, aber mit so viel Selbstständigkeit wie möglich und so viel Unterstützung wie notwendig. Eine Weiterentwicklung dieser Projekte wäre wünschenswert. In Linz gibt es die Lebensoase. Ich kenne ein Betreutes Wohnen in Haag, in St. Marienkirchen. Der nächste Schritt wird sein, diese Mitbestimmungsprojekte verstärkt anzugehen.

Karin Hörzing

Stadträtin (in Stellvertretung für Klaus Luger, zum Zeitpunkt des Symposiums Vizebürgermeister Stadt Linz, SPÖ)

Wir haben in den letzten Jahren viel Geld dafür verwendet, den älteren Menschen das Wohnen in den eigenen vier Wänden zu ermöglichen, darüber hinaus gibt es die Pflegeeinrichtungen der Stadt Linz. Was das gemeinsame Wohnen mehrerer Generationen anlangt, sind wir, wie es die VorrednerInnen schon gesagt haben, noch in den Kinderschuhen. Da scheitert es natürlich an den Wohnbaufördermöglichkeiten. Draußen auf den Schautafeln habe ich „Gemeinsam, aber selbstbestimmt“ gelesen. Da geht es wirklich um Möglichkeiten sich zu treffen. Es gibt die Möglichkeit, sich in die eigenen vier Wände zurückzuziehen, aber auch jederzeit in Gruppenräumen mit anderen in Kontakt zu treten. Ich finde, dass das eine sehr spannende Idee ist, die zum Weiterverfolgen einlädt. Ich würde mir auch wünschen, dass wir zu einer solidarischen Gesellschaft kommen.

Alternative Wohnformen jetzt!

Eine Dokumentation eines Symposiums im Oktober 2013

Vater, Mutter, Kind war gestern. Heutzutage gibt es eine Vielzahl an Familienformen und Wahlverwandtschaften, welche auch den Bedarf an alternativen Wohnformen entstehen lassen. Vor allem ältere Menschen, aber auch Eltern mit Kindern, Menschen, die die Isolation satt haben und sich nach netten Nachbarn oder Mitbewohnerinnen sehnen, suchen Möglichkeiten, um ihren Wunsch nach gemeinschaftlichem Wohnen zu verwirklichen.

Aber die entsprechenden Angebote sind rar und meist nur auf Eigentumsbasis zu haben. Um hier bedürfnisgerechten und leistbaren Wohnraum zu schaffen, bedarf es eines Umdenkens bei der Wohnbauförderung.

Diese Publikation dokumentiert ein Symposium, das die Grünen 50+ und der Verein zur Förderung von Lebensqualität im Oktober 2013 veranstaltet haben. Die dort präsentierten Best-Practise-Modelle und die Diskussionen der ExpertInnen nach praktikablen Lösungsmöglichkeiten gibt es nun zum Nachlesen.

Mit Beiträgen von:

Doris Eisenriegler, Gabriela Schönberger, Robert Temel, Raimund Gutmann, Freya Brandl, Ralf Ullsperger, Constance Weiser u.a.



Alternative Wohnformen jetzt!

Eine Dokumentation eines Symposiums im Oktober 2013

1. Auflage 2015, 44 Seiten, Paperback, 10 €
ISBN 978-3-902555-41-0

